

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1858) Unterhaltungsblatt

28 (9.7.1858) Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten

Unterhaltungsblatt

des Schwarzwälder Boten.

N^o 28. Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 9. Juli 1858.

Die Vergeltung.

(Eine Scene aus der Belagerung von Paris im Jahre 1590.)
(Fortsetzung.)

6.

Am dritten Tage nach ihrer Ankunft bei der Klausnerin saßen Richard und Klotilde auf einer Bank im Hintergrunde des kleinen Gartens, wenn man anders den kleinen, rundum eingeschlossenen Raum, der ganz unangebaut, nur Unkraut trug, einen Garten nennen kann. Beide hatten die zierliche Tracht abgelegt, die sie bei ihrer Ankunft in der Behausung der Klausnerin getragen hatten. Richard trug jetzt einen ziemlich dürftigen Anzug von grobem grauen Tuch und eine einfache schwarze Mütze statt des eleganten Varetts, welches er als Falkner getragen hatte. Fräulein von Boisfleury war um nichts kostbarer gekleidet und in diesem Aufzuge konnte man die beiden jungen Leute, nach Mezzeli'schen Wunsch, leicht für Geschwister halten und dies um so eher, da ihre jugendlichen Gesichter einen ganz gleichen Ausdruck von Niedergeschlagenheit und Leiden hatten. Klotilde, die um Vieles zarter und schwächer war als Richard, schien sich kaum noch aufrecht erhalten zu können; ihre Augen waren halb geschlossen, ihre Lippen brannten und sie hielt die Hand auf die Brust gedrückt, als wolle sie einen innerlichen heftigen Schmerz unterdrücken. Richard saß neben ihr und betrachtete sie schweigend.

Plötzlich sank sie zusammen und ihr Kopf drohte an die Mauer zu stoßen, an die die Bank, auf der sie saßen, gelehnt stand.

„Klotilde, meine Gebieterin, meine geliebte Schwester! rief Richard erschrocken, indem er das fast ohnmächtige junge Mädchen in seinen Armen aufrecht hielt, verzweifelt nicht! — Der Mann, der uns in dies Haus gebracht hat, kann uns nicht ganz verlassen! Vielleicht bringt er uns heute Abend, wenn es dunkel geworden ist, etwas zu essen! — Haltet Euch nur noch einige Stunden aufrecht! — Gott wird, Gott kann es nicht zugeben, daß die reiche und edle Baronin von Boisfleury so jammervoll vor Elend und Hunger umkommt!“

Klotilde öffnete die Augen und reichte ihm ihre weiße, schon abgeehrte Hand.

„Armer Richard, sagte sie mit matter Stimme, bei allen diesen Leiden denkt Ihr nur an mich und bemitleidet nur mich, ob Ihr gleich eben so viel leidet, und der Hunger, der an meinem Leben nagt, nagt auch an dem Euren. — Der Augenblick nähert sich, Richard, wir müssen sterben — ich schon diesen Abend — Ihr vielleicht erst morgen.“

„Sterben, rief Richard und sank fast wahnsinnig vor Verzweiflung vor ihr nieder; so jung und so schön, solltet Ihr schon sterben! — Nein! nein, das kann, das darf nicht seyn! Fast nur Muth, und vertraut der Zukunft. Man wird uns zu Hülfe kommen, und Ihr werdet wieder so glücklich und glänzend leben, wie ehemals. Ja, fuhr er fort, und bemühte sich, sie durch anmutige Bilder zu erheitern, diese schreckliche Lage wird sich bald ändern. Wir werden die erste sich uns anbietende Gelegenheit benutzen, um Paris zu verlassen und nach unserem schönen Schloß Boisfleury zurückzulehren; Ihr werdet Eure schönen Seen, Eure grünen Wiesen und schattigen Wälder, Eure blumigen Auen und Eure Obstgärten wiedersehen; Ihr werdet wieder auf Eurem weißen

Ros durch die Fluren streifen, von Euren Pagen, Jägern und Hunden gefolgt. — Ja, Klotilde, diese glücklichen Tage werden wiederkommen; ich werde dann wieder nur Euer Kavaller, Euer Falkner seyn, edle Dame; allein ich werde mich dann zuweilen daran erinnern, daß Ihr hier in diesem traurigen Aufenthalte meine Schwester und meine Gefährtin gewesen seid und daß wir, denselben Gefahren preisgegeben, auch gleiche Leiden erduldet haben. — Heimlich werde ich dann wohl manche Thräne weinen, aber diese Thränen werden süß seyn, weil ich Euch wieder so reich, glänzend und glücklich sehen werde, wie in den Tagen Eurer Kindheit.“

Aber diese Tröstungen, diese mit verzweiflungsvoller Anstrengung hervorgerufener Bilder, vermochten Klotilde kein neues Leben einzuhauchen; sie schüttelte traurig den Kopf.

„Warum, sagte sie mit gebrochener Stimme, sucht Ihr solche Gedanken in mir in einem Augenblick zu erwecken, wo ich der Welt vielleicht auf ewig Lebewohl sagen muß? Drei Tage lang habe ich mit entseztlichen Qualen gerungen, woher soll mir nun noch die Kraft zu solchen Hoffnungen kommen, wenn eine so grauenvolle und unvermeidliche Wirklichkeit vor mir liegt? Warum erinnert Ihr mich an meine reichen Besitztümer, da ich doch vor Noth und Mangel in Elend umkommen muß?“

Saint-Front sprang ungestüm auf.

„Nein, sagte er mit dumpfer Stimme wie zu sich selbst, sie darf nicht sterben! ich muß sie retten. — Sie haben Dem, der mich ihnen ausliefert, 20,000 Livres versprochen, ich will mich ihnen selbst unter der Bedingung überliefern, daß sie die Baronin von Boisfleury mit Brod versorgen.“

Klotilde richtete sich auf und schien plötzlich wieder Kraft gewonnen zu haben.

„Nein, nein Richard rief sie, das will ich nicht, ich verbiete Euch, es zu thun. Unglücklicher! habt Ihr denn vergessen, welches Loos Euch erwartet, wenn Ihr in die Hände unseres gemeinschaftlichen Feindes fallt? Mir schwebt seit dem Tage, wo ich durch öffentlichen Ausruf die Belohnung verkündigen hörte, die auf Eure Habhaftwerdung gesetzt ist, immerfort die schimpfliche Todesart vor, die Euch zugebacht ist. — Ihr seid ein Coelmann, Richard, und wenn Ihr sterben müßt, so sollt Ihr hier in Frieden neben Eurer Schwester sterben, ohne daß Euer Name mit Schmach und Schande bedeckt wird.“

„So erlaubt mir denn, bat Richard lebentlich, daß ich den Versuch machen darf, in Paris mit Gold einige Nahrungsmittel für Euch zu erkaufen. In meinem jezigen Anzuge würde ich von Niemand beachtet werden, und ich bin hier ja auch von so wenigen Menschen gekannt.“

„Ihr würdet Euch umsonst einer großen Gefahr aussetzen, mein Freund und mein Bruder. Bedenkt doch, Richard, daß die gute Dame, die uns bei sich aufgenommen hat, schon um unsert Willen ihrer Abgeschiedenheit entsagt und die Stadt durchstreift hat, um einige Lebensmittel aufzutreiben, die sie sich aber um keinen Preis zu verschaffen vermocht hat. Für all' mein Gold konnte sie keinen Bissen Brod erhalten, und Ihr würdet vergebens einen neuen Versuch wagen. Einige vornehme, privilegierte Herren, vor denen wir uns nicht ohne Gefahr zeigen könnten, sind allein noch im Besitz von einigen Lebensmitteln. Wir wol-

len uns in unser Schicksal ergeben, mein Freund; vielleicht wird der Mönch, der uns hierher gebracht hat, noch zu rechter Zeit erscheinen, um uns zu retten, geschieht dies aber nicht, so müssen wir uns darauf vorbereiten, unser Schicksal ohne Murren zu ertragen."

"Ja, er wird kommen! er muß kommen! rief Richard, der sich mit höchster Seelenangst an dieser Hoffnung anklammerte; dieser Mann kann kein Betrüger seyn, er hat schon sein Leben für uns gewagt und schien uns mit so wahrer Zuneigung ergeben zu seyn; irgend ein Hinderniß muß sein Wiederkommen unmöglich gemacht haben; aber ich bin überzeugt, daß er kommen wird. Wenn er uns vergessen hätte, wäre ja alle Hoffnung verloren!"

Er vernahm hier hinter sich ein leichtes Geräusch und als er sich umwandte, erblickte er Dame Monika, die mit der Hand gen Himmel zeigte. Die schwarzgeleidete lange, hagere Gestalt mit den todtenblaffen Zügen erschien in ihrer ernst feierlichen Stellung den armen jungen Leuten wie eine sichtliche Verkündigung des gräßlichen Todes, der ihrer harrete. Richard schauderte unwillkürlich zusammen.

"Ich verstehe Euch, Dame, sagte er dumpf; Ihr wollt uns zu verstehen geben, daß wir nur noch allein auf Gottes Barmherzigkeit hoffen können; doch das, was wir sehen und erleben, könnte uns wohl an seiner Güte irre machen."

"Es ist eine Prüfung, die Gott uns sendet, antwortete sie; er versagt diesen beiden Kindern, die nicht sterben wollen, das tägliche Brod und mir, die ich mir den Tod in jedem Augenblicke meines Lebens wünsche und erbitte, kräftet er das Leben durch diese elenden Kräuter, die manches Thier als Kost verschmähen würde."

Sie zeigte hier auf eine Art wilden Spinats, der in diesem Garten, wie überhaupt auf unbautem Boden, sehr reichlich wuchs, und von dem sie sich seit dem Beginn der Hungersnoth fast einzig und allein ernährt hatte. Richard sah und hörte aber nicht mehr auf sie; all sein Denken war auf die arme Klotilde gerichtet, welche von Neuem ohnmächtig geworden war.

Monika trat näher, um ihr beizustehen.

"O mein Gott! rief Richard und rang sich vor Jammer die Hände wund, schenke ihr nur noch einige Stunden Kraft und nimm dafür mein ganzes Leben hin!"

"In der schrecklichen Noth, in der sich Eure Schwester befindet, sagte die Klausnerin leise, wird sie eine Speise nicht verschmähen, die sie in jedem andern Augenblicke mit Abscheu von sich weisen würde. Ihr brachtet, als Ihr zu mir kamt, einen Raubvogel mit — dieses Thier würde zu einer Mahlzeit hinreichen, und vielleicht findet sich diesen Abend —"

"Meinen Falken soll ich tödten? sagte Richard — doch es sei — es geschieht ja für Klotilde!"

"Nein, Richard," murmelte Klotilde leise, da sie, trotz der Abspannung aller ihrer Kräfte, doch noch den Vorschlag der Klausnerin gehört hatte.

Richards Gesicht erhielt aber plötzlich einen andern Ausdruck; es war, als ob wie ein Blitz eine neue Hoffnung das Chaos seiner Ideen durchleuchte. Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn und rief mit Entzücken:

"Muth, Klotilde, Muth! Gott erbarmt sich unsrer vielleicht. Er hat mir den Gedanken eingegeben, tausend Gefahren Trost zu bieten, um Euch den Edelfalken zu überbringen, dessen er sich vielleicht als Werkzeug bedienen will, um uns zu retten."

Wie ein Wahnsüchtiger lief er nach seinem Zimmer; die beiden Frauen wußten nicht, was sie von diesem plötzlichen Umgestüm denken sollten; doch das Erstaunen darüber erweckte Klotilde ein wenig aus der Betäubung, in die sie von Zeit zu Zeit versank; sie richtete sich mit Monika's Hülfe wieder in die Höhe.

"Ach, sagte sie traurig, der Hunger macht meinen armen Bruder wie wahnwitzig. Es ist aber ein Glück für ihn, wenn er den Verstand verliert, ihm wird dann der Schmerz erspart, mich sterben zu sehen!"

Richard erschien aber schon wieder und blieb am Eingang des Gartens unter den hohen Bäumen stehen, die das Haus beschatteten. Er hatte den sammetnen Sack über die Schulter gehängt, der den wichtigsten Bestandtheil seiner Tracht als Falkner ausmachte, und trug auf der Faust den Falken. Der Vogel erschien nicht mehr in der stolzen, graziosen Stellung, die ihm früher eigen gewesen war, denn auch er hatte, seitdem er in dem Hause der Dame Monika war, grausam Hunger gelitten. So schwach und hinsällig er aber auch war, hob er doch noch den Kopf in die Höhe, als er in den Bäumen über ihm das Gezwitscher der Sperlinge und der Schwalben hörte. Richard sah darin ein günstiges Zeichen, denn man hat ohne Zweifel schon errathen, daß er auf den Gedanken gekommen war, sich seines Falken zu bedienen, um auf die vielen kleinen Vögel, die es in dieser Gegend gab, Jagd zu machen. Es kam nur darauf an, ob der Falke noch kräftig genug seyn würde, diese kleinen munteren Feinde noch in ihrem schnellen Fluge zu ereilen, und ob er sie, so verhungert wie er war, seinem Gebieter überbringen werde, statt sie selbst zu verzehren.

Die junge Baronin und Monika hatten endlich seinen Plan begriffen, und eine auf die andere gestützt, näherten sie sich und setzten sich schweigend neben Richard auf den Rand des zerfallenen Brunnens. Der Falkner löste dann dem Falken die silberne Kette, mit der die Glöckchen an seinen Füßen befestigt waren, nicht nur, um ihn von dieser unnützen Last zu befreien, sondern auch, um nicht durch ihren silberhellen Klang die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf ihn zu ziehen. Nachdem er nun sorgsam den scharfen Schnabel und die gekrümmten Klauen des Vogels untersucht hatte, zog er ihm bleich und bebend, denn sein und seiner Gefährtin Leben hingen von dem Erfolge dieses Versuches ab, rasch die Haube vom Kopfe und ließ ihn gegen einen Sperling aufsteigen, der sorglos auf einem Zweige des Baumes, unter dem Richard stand, umher hüpfte.

Im ersten Augenblicke schien der Falke von seinem langen Mühsigang ganz wie betäubt und von dem plötzlichen Glanze des Sonnenlichts geblendet zu seyn; sein sonst so rascher Flug kam dem Kennerauge seines Herrn langsam und schwerfällig vor; allein dieser Augenblick des ersten Erstaunens ging schnell vorüber; bald bewegte er sich mit größerer Schwungkraft und Sicherheit — plötzlich stieß er auf seinen Raub, tödtete ihn mit einem Stoß seines Schnabels und auf das leise, fast unhörbare Pfeifen Richards kam er, mit dem kleinen Vogel in den Klauen, zu ihm zurück.

In diesem entscheidenden Augenblicke, wo Richards Herz so mächtig schlug und seine ganze Seele von Freude überströmte wurde, war sein erstes Wort auch an den Falken gerichtet, dem er dies Glück und diese Hoffnung zu verdanken hatte.

"Ja, du bist von edler Art! sagte er ganz begeistert, indem er sein wie Atlas glänzendes Gefieder mit sanfter Hand streichelte, und mein Auge hat mich nicht getäuscht, als ich dich unter allen deinen Brüdern als den Stärksten und Muthigsten erkannte und wählte. So lange noch ein Athemzug in dir ist, wirst du auch so schnell wie der Wind fliegen. O, wer mir, als ich dich für die zarte Hand der Herrin abrichtete, gesagt hätte, daß sie dir dereinst ihr Leben und ich den glücklichsten Augenblicke des meinigen zu verdanken haben würde!"

Klotilde lächelte dem jungen Falkner freundlich zu und die gute Dame Monika freute sich über diesen unerwarteten glücklichen Erfolg und dankte Gott, daß er sich der beiden Waisen erbarmt habe. Richard sann seinerseits darauf, sich die unschätzbare Hülfsquelle, die er entdeckt, sogleich zu Nutzen zu machen.

Er überließ, wie es gebräuchlich war, dem Falken sogleich das Eingeweide seiner Beute, um ihm neuen Muth und neue Kraft zu geben, auch ferner seine Schuldigkeit zu thun; er sprach mit ihm und pfiff ihm leise etwas vor und der Vogel, der diese Sprache verstand, schüttelte sein Gefieder und schlug mit den Flügeln, als fordere er, von Neuem losgelassen zu werden.

Dies geschah, und noch vor Sonnenuntergang war der Ertrag dieser Jagd so reichlich, daß er Monika's Gästen ein reichliches Abendbrod sicherte. Die Nähe des Flusses, die Einsamkeit dieses Stadtviertels und die hohen Bäume hatten eine große Menge von kleinen Vögeln herbeigezogen, die für den Gelfalken eine sichere Beute waren.

(Fortsetzung folgt.)

Der arme Mann.

Kein Plätzchen hab' ich je besessen,
Das ich auf Erden mein genannt;
Hab' nie am eignen Tisch geessen,
Nie einen eignen Heerd gekannt.
Ich habe viel ertragen müssen,
Ich duldete viel Schmerz und Pein;
Doch nie schlief ich auf eignem Kissen
Mit meinen stillen Thränen ein.

Nie sah der Mond durch meine Scheiben,
Nie schien die Sonne auf mein Dach;
Mein Feld wird niemals Halme treiben;
Mir ruft der Lenz kein Blümchen wach.
Ach, Jeder hat doch eine Hütte,
Hat eine Heimath, die er liebt.
Lebt glücklich in der Seinen Mitte,
Ich stehe einsam und betrübt.

Einft werd' ich auch ein Häuschen haben,
Das lezte, kleine, enge Haus!
Sie werden mich darin begraben,
Und dann ist Alles still und aus!
Das Plätzchen kann mir Keiner rauben,
Da stößt mich Niemand mehr hinaus;
Den Schlüssel birgt mein Herz: den Glauben,
Der führt mich dort ins Vaterhaus. (S. D.)

Anekdoten und Charakterzüge von Napoleon I.

(Fortsetzung.)

Fouché.

Im Jahre 1815 (im April) kommt ein Mann zu einem angesehenen Banquier zu Paris, der von dem Fürsten Metternich demselben empfohlen ist. Dieser Mann läßt im Laufe der Unterredung etwas über einen wichtigen diplomatischen Auftrag fallen, den er in Paris zu besorgen hatte, und als er sich empfiehlt, übergibt er dem Banquier seine Adresse. Dieser aber eilt zu Napoleon und giebt ihm Nachricht von dieser Sache. Der Kaiser läßt den geheimen Emissar sofort holen, und einer seiner zuverlässigsten Vertrauten muß ihn ausfragen. Er hat übrigens noch keine Gelegenheit gehabt, mit Fouché zu conferiren, an welchen sein Auftrag gerichtet war. Bei dem geheimen Berhöre, welches der Kaiser angeordnet hat, giebt man sich das Ansehen, als wisse man mehr, als es wirklich der Fall war. Darauf erklärt man ihm, daß er arretirt sei und als Spion behandelt werden würde, wenn er die Papiere, die sich auf seinen Auftrag beziehen, nicht sofort herausgäbe. In dieser Klemme überreichte er einen Brief des Fürsten Metternich an Fouché. Es wird nun der Emissar noch einige Tage unter Aufsicht gehalten, dann aber giebt man ihm den Brief wieder, um ihn an Fouché zu überreichen. Man droht ihm, daß, wenn er gegen diesen nicht das liebste Stillschweigen über seine Vernehmung beim Kaiser beobachten würde, er unbedingt als Spion, der auf der That ertappt sei, behandelt würde; allen seinen Schritten würde auf das Genaueste nachgespürt, alle seine Unterredungen belauscht werden. Dann setzt man ihn in Freiheit. Der Brief an Fouché enthielt den Faden zur Einleitung einer Intrigue. Das Nähere sollte zu Basel zwischen einem Emissar, den der Fürst Metternich und einem andern, den Fouché dorthin senden wollte, und die sich an bestimmten Zeichen erkennen sollten, verabredet werden. Der Brief aber, den der in Freiheit gesetzte Emissar zurück erhielt, war nicht mehr derselbe; Napoleon hatte einen andern, mit genau nachgemachter Hand des Originals, schreiben lassen, worin alle Stellen weggelassen waren, die Fouché nicht wissen sollte. Der Abgesandte, welcher sah, daß sein Leben auf dem Spiele stand, gelobte Stillschweigen über Alles, was mit ihm vorgenommen war, und hielt Wort; Fouché erfuhr kein Wort. Während dessen wird Herr Fleury von Chabaulon, Auditeur im Staatsrath, von dem Kaiser nach Basel gesandt, um dort als Emissar Fouché's mit dem Emissar des Fürsten Metternich, einem Baron Berner, zu verhandeln. Auf diese Weise gelangt es Napoleon, hinter die Verrätherei seines Polizeiministers zu kommen. Als dieser nun völlige Kenntniß von derselben hat, und Fouché noch immer von dem empfangenen Briefe schweigt, sagt ihm der Kaiser eines Tages: „Es ist mir hinterbracht worden, daß Sie im Briefwechsel mit dem Fürsten von Metternich stehen, und erst vor einiger Zeit einen Brief von ihm erhalten haben.“ „Ew. Majestät sind nicht belogen worden,“ sagt Fouché mit der größten Ruhe. „Warum haben Sie mir aber kein Wort davon gesagt?“ „Ich habe so viel zu thun, und außerdem ist auch der Gegenstand so unbedeutend, daß ich Sie mit demselben nicht beschäftigen wollte. Uebrigens wartete ich auch nur auf eine Gelegenheit, mit Ew. Majestät davon zu sprechen. Zufällig habe ich den Brief bei mir, hier ist er.“ Dabei übergiebt er ein Schreiben. Napoleon sieht auf dem ersten Blick, daß dieses Schreiben nicht mehr dasselbe ist, welches er nach dem Originale hat fertigen lassen, obgleich ganz genau dieselben Schriftzüge, dieselbe Form. Napoleon hatte in dem Seinigen noch einige Stellen stehen lassen, mit welchen er seinen Polizeiminister fangen wollte. Diese aber hatte Fouché, der eben so geschickte Leute im Schriftnachmachen hatte, als der Kaiser, klüglich in dem von ihm gefertigten weggelassen. — Napoleon, obgleich von der Verrätherei Fouché's völlig überzeugt, ließ ihn doch ungestrast. Er ließ den Emissar des Fürsten Metternichs abreißen und machte nichts mehr aus der

Sache. — Der oben erwähnte Herr von Chabaulon hat in einem besondern Worte Ausschluß über diese Sache gegeben und Napoleon hat auf St. Helena Noten darüber dictirt, die man im zweiten Theile von Mantolon's Memoiren findet.

+ Das Bildniß des Königs von Rom.

Am Tage vor der Schlacht an der Moskwa erhielt Napoleon von Paris das Bildniß des Königs von Rom. Kaum hatte er dasselbe erblickt, als er es aufhebt, es gerührt anblickt, dann mit demselben aus dem Zelte eilt und es mit eigener Hand an der Außenseite desselben anheftet. Nun ruft er seine Offiziere, seine Veteranen der alten Garde herbei, seine Nahrung zu theilen. Es war eine FamilienScene mitten im Feldlager.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rosen bei den Alten.

Höchst anziehend und unterhaltend ist die „Geschichte der Rose“, welche das „Morgenblatt“ mittheilt. Hier nur ein Paar kleine Auszüge: Der Verfasser, seinem Versprechen getreu bis in die älteste Zeit zurückgehend, gedenkt namentlich auch der Liebhaberei der alten Römer für die Rose: „Sie wußten auch durch den Duft der Rosen beim fröhlichen Mahle sich einen besondern Genus zu verschaffen. Waren die damit geschmückten Tischgäste recht heiter, so pflückten sie wohl die Rosenblätter aus den Kränzen und warfen sie in den Wein, der dadurch einen lieblichen Geschmack annahm.“ Pacatus erzählt: „Schon in den ältesten Zeiten, noch zur Zeit der Republik, waren Sie unzufrieden, wenn auf den ihnen gebotenen Bechern Falernerweins nicht Rosen schwammen.“... So wollten auch die spartanischen Soldaten nach einem siegreichen Feldzuge keinen andern als mit Rosen gewürzten Wein trinken... „Unter Domitian,“ erzählt Martial, „athmete man in allen Straßen Roms betäubende Dünste, die den in Gewinden täglich frisch aufgehängenen Rosen entströmten.“... Bei dem berühmten Wasserfeste zu Bayte war die ganze Oberfläche des Sees Lucrinus mit Rosen bedeckt. Nero ließ bei seinen Schwelgermahlen durch Oeffnungen in der Decke des Saales Rosen auf die Gäste herabregnen. Heliothalus übertrieb dies in so wahnwitziger Weise, daß einige von den Schmausenden, die sich nicht herausarbeiten konnten, in den Blumenhaufen erstickten. Die Sybariten schon pflegten auf Betten zu schlafen, die mit Rosenblättern gefüllt waren, und bekannt ist die Anekdote von dem Weichling Semindrydes, der nicht schlafen konnte, weil ihn ein zusammengefallenes Rosenblättchen drückte. Aehnlich war der Lurus, der später in Griechenland und Rom mit dieser Blume getrieben wurde. Man sah während der Mahlzeit auf Rosentischen und schlief darauf. Der Tyrann Dionys ließ sich zu seinen Ausschweifungen Lagerstätten von Rosen bereiten. Berres reiste in einer Sänfte, auf einer mit Rosen ausgestopften Matratze lagernd; dabei hatte er einen Rosenkranz auf dem Kopfe und einen zweiten um den Hals, auch führte er ein mit Rosen gefülltes Netz mit sich, woran er fleißig roch. Antiochus schlief auch im Winter unter Zelten von Gold und Seide auf Betten von Rosen; Kleopatra ließ zu einem Gastmahle, das sie ihm zu Ehren veranstaltete, für ungeheure Summen Rosen herbeischaffen, den Fußboden des Speisezimmers eine Elle hoch damit bedecken und über die Blumen Netze ausspannen. Als Kaiser Vitellius nach der Schlacht bei Bedriacum die Wahlstatt besuchte, hatten die Einwohner Cremonas einen großen Theil des Weges mit Lorbeerzweigen und Rosen bestreut... Das Schlafen auf Rosen hatte indeß bisweilen üble Folgen, indem sogar durch die Betäubung plötzliche Todesfälle eintraten... In Griechenland diente die Rose Liebenden als Orakel. Man legte die Blätter der Blumen auf die hohle Faust, schlug mit der flachen Hand darauf und glaubte aus dem stärkeren oder schwächeren Klatschen der Blätter zu hören, ob man glücklich oder unglücklich liebt. Unheil bedeutet es, wenn die Blätter nicht zerprangen. Die thessalischen Zaubertinnen verbrauchten zahlreiche Rosen zur Bereitung von Liebes-

tränken, eine Benutzung der Blume, die an einen noch heute lebendigen Aberglauben anknüpft. . . Ferner erwähnt der Verfasser, wie man Rosenblätter als Würze von Speisen und Weinen (Rosenwein), zu Compots u. s. w. verwendete. Zur Bereitung des Rosenweins findet man im Plinius eine einfache und genaue Vorschrift. Helio-gabalus setzte dem Rosenweine, um ihn noch piquanter zu machen, Benizapfen zu. Derselbe Kaiser badete sich in Rosenwein. Ja er trieb die Verschwendung so weit, daß er ganze Behälter, die zum Schwimmen für das größere Publikum bestimmt waren, mit Rosenwein und andern Weine, der mit Absinth veretzt war, anfüllen ließ — ein Badevergnügen, welches, da das Rösel Rosenwein unter Diocletian 20 Denare kostete, sehr theuer genannt werden muß.“

Die Knochenhöhle von Chavaur in Namur.

In dieser Felsenhöhle hat Herr Spring die Ueberreste eines kannibalischen Festmahls entdeckt und er berichtet darüber unter Andem der königlichen Akademie von Belgien Folgendes: „Alle Ureinwohner Europas und namentlich die „Fir-Volgs“ zeigen sich uns als Menschenfresser und in manchen Gegenden hat sich die barbarische Gewohnheit, Menschenfleisch zu essen bis zur Zeit der Einführung des Christenthums erhalten. . . In der Höhle von Chavaur (30 bis 40 Meter über der Maas) kommen eine Menge Menschentknochen vor, alle Markknochen sind zerbrochen, die kein Mark enthaltenden Knochen dagegen sind ganz geblieben. Sie rühren von Frauen, Jünglingen und Kindern her; kein einziger ist der Art, daß man annehmen könnte, er habe einem Greise oder Manne von reiferem Alter angehört. Die ebenfalls in dieser Höhle aufgefundenen Thierknochen gehören sämmtlich solchen Thiergattungen an, deren Fleisch heutzutage noch gegessen wird, nämlich: Kindern, Schafen, Schweinen, Ziegen, Hirschen, Hasen u. s. w. Muschelschalen fehlen, was sich ganz natürlich aus dem Umstande erklärt, daß das Festmahl, dessen Ueberreste uns vorliegen, im Innern des Landes, wo man keine Schalthiere hatte, gehalten worden ist. Das Fehlen der Rinderhörner und der Hirschgeweihe dürfte sich dadurch erklären lassen, daß diese wilden Völkersämme sich mit der Haut dieser Thiere zu kleiden und die Schädel als Kopfzierde zu benutzen pflegten; möglich auch, daß man aus den Hörnern und Geweißen allerlei Geräthschaften verfertigte. Die Anwesenheit von Holzohle, von Asche, von gebranntem Thon kann nicht befremden; da erweislich die Fir-Volgs oder ihre Zeitgenossen, obwohl Menschenfresser, ihre Opfer, bevor sie dieselben verzehrten, doch erst zubereiteten.“

Chinesische Zwergpflanzen und Gärten.

Ein neuerer Reisender sah bei einem Chinesen einen völlig ausgewachsenen Baum von Mangifera Indica, der wenigstens ein Alter von fünfzehn Jahren hatte, in einem Blumentopfe von noch keinem Fuß Durchmesser. Die winzigen Zweige und Blättchen, so wie einige überaus niedliche Blüthchen waren alle im verjüngten dem Stamme entsprechenden Maßstabe. . . In Canton und im Innern Chinas sollen Gärten vorkommen, deren Oberfläche die einer Tischplatte nicht übersteigt und die dennoch mehr als zwanzig Arten alter Bäume enthalten. Es läßt sich indeß eine solche Verkleinerung nicht mit einem Male und in einer Generation vollbringen, sondern es geschieht dies in verschiedenen Stufen, indem die Frucht eines Baumes von natürlicher Größe durch Veretzung in einen verhältnismäßig kleinen Topf kleiner als die Mutterpflanze bleibt; die Frucht dieses Zwergbaumes wird wieder in kleinere Töpfe veretzt, so daß zuletzt, aber erst nach Verlauf eines Jahrhunderts und darüber, Zwerggestalten erzielt werden, die kaum den hundertsten Theil der Höhe und des Umfanges der natürlichen ausgewachsenen Pflanzen haben.

Sprüchewörter.

- + Es giebt viel Büßer, aber wenig Lasser.
- + Der Calendermacher macht den Calender, aber unser Herrgott macht das Wetter.
- + Keine schönere Concordanz, denn so Herz und Mund zusammen stimmen.

Goldhörner.

- *. Dieses Leben gleicht dem Feste,
Das ein Freund dem Freunde giebt;
Freunde sind wir, Freund und Gäste
Eines Freundes, der uns liebt.
Freunde, winkt dereinst die Pause,
Laßt uns unerschrocken sehn,
Und vom freundschaftlichen Schmause
Als vergnügte Gäste gehn.

*. Man konnte die friedliche Herrschaft der Patriarchen zerstören, und die väterliche Autorität, mehr als gerecht ist, beschränken;

man konnte ganze Volksstämme vernichten, um sie andern Staaten einzuverleiben; aber man wird niemals im Stande seyn, das Band der Familie aufzulösen; dieses Eine wird dauern, so lange es Menschen gibt.

*. Jeder Rückweg scheint weit schneller und kürzer, als der Hinweg schien. So auch das Alt werden. Man kann es nur dadurch um diesen Schein betrügen, daß man es als einen Hinweg betrachtet und behandelt.

*. Ich muß wollen, ich will müssen. Wer das Eine begreifen kann, das Andere aber gelernt hat, der hat die ganze Diätetik der Seele.

Maritätenkästlein.

†† Ein junger Mensch, der neben seinen Studien die Oekonomie liebte, konnte bei der Prüfung auf keine Frage antworten. Als ihn der Professor um die Ursache seiner wenigen Kenntnisse fragte, antwortete er: „Ich habe nur Abends Zeit zum Studiren und die Grundsätze der Oekonomie bringen mit sich, daß man bei allem, wo man nur kann, folglich auch am Lichte, sparen muß.“

†† „O! wie glücklich bin ich mit meiner Frau!“ rief ein Ehemann aus: „in meiner Hauswirthschaft ist Alles in der schönsten Ordnung, wenn ich um Mitternacht aufstehe, so finde ich jedes Stück meiner Wäsche im Dunkeln!“ und bei diesen Worten sog er statt des Schnupftuches eine Schlafhaube aus der Tasche, um sich den Schweiß abzutrocknen.

†† Ein Prahler erwähnte in einer Gesellschaft eines Streitens mit seinem Nachbar, sagte er zu dem Hochstammten: „Ich warf den unverschämten Kerl die Treppe hinunter, daß er den Hals brach, nun geht der Schuft hin und verläßt mich!“

†† Ein See-Capitän erhandelte ein Pferd. Als der Kauf geschlossen war, sagte er zu dem Hochstammten: „Jetzt, da das Pferd mein ist, sagen Sie mir ehrlich die Fehler, die es hat.“ — „Was wollen Sie damit anfangen?“ fragte Jener. — „Ich will es mit zur See nehmen.“ — „Das ist gut, zur See mag's gehen, denn auf dem Lande ist es ganz unbrauchbar.“

†† Ein Rittmeister erzählte, daß seine Matrazen bloß mit den Schnurrbärten von feindlichen Husaren gefüllt seien, denen er die Köpfe herunter gehauen.

†† „Du, wie kommt's“ — wurde ein Lampenansteker von einem seiner Bekannten gefragt, „daß die Straßenlaternen jetzt so dunkel brennen?“ — „Na“ — erwiderte Jener — „wie soll's kommen? Glaubst Du denn, Herr N. (der Pächter der Straßenbeleuchtung) will keinen Salat essen?“

Räthsel.

Jedwed' Geschöpf, sei es auch noch so sehr gering,
Hat nah' und ferne Anverwandte.
So hab' auch ich vierfüßig hölzern Ding
Genug der Bluts- und Freundschaftsbände.
Ich bin ein Quadruped. Wie allbekannt
Wird durch vier Hörner meine Stirn geschmückt.
Gewiß, mein Freund, auch in dem fernsten Land
Hast du mich oft genug erblickt.
Obaleich den Dienst die Beine mir versagen,
So hängt man doch, damit ich ruhig bleib',
An einer Kette, nur um mich recht zu plagen,
Den größten Stein an meinen dünnen Leib.
Du fraaßt, ob ich Bedeutung habe in der Welt?
O ja! Doch Schredliches nur kann ich Dir verkünden.
Mein Leib gleicht einer Schlachtbank, einem Feld,
Auf dem Parteilucht nur, und Morden ist zu finden.
Die Opfer stöhnen laut vor Schmerzen,
Wenn sie berührt die Todeshand;
Fest halt ich sie mit mitleidslosem Herzen,
Obgleich ich ihnen nahe bin verwandt.
Vom Blut der Opfer färbt sich nicht
Roth unter mir die Erde;
Nur gelber Staub bedeckt sie dicht.
Nun rathet, Hochverehrte!



Von den Jahrgängen 1850, 1851, 1852, 1853, 1854, 1855, 1856 und 1857 des Unterhaltungsblatte, erlassen wir den broschirten Jahrgang zu dem billigen Preis von 1 fl. und von den gemeinnützigen Blättern zu 12 fr. Die Bestellungen auf diese älteren Jahrgänge wollen direct bei der Redaction gemacht werden, worauf solche gegen Postnachnahme versendet werden.

Redigirt, gedruckt und verlegt von W. B. Brandes & Co.